

Schwarm

Predigt zu Jes 66,1-6

*im Gespräch mit der Installation „I keep falling at you“ von Shilpa Gupta
am 9. Juli 2017 in der Karlskirche in Kassel
Pfarrerin Kathrin Oxen, Lutherstadt Wittenberg*

Wenn es soweit ist, dürfen wir nicht raus. Egal, wie schön draußen die Sonne scheint. Es scheint sogar meistens die Sonne, wenn es soweit ist. Aber wir bleiben im Haus. Die Luft draußen ist erfüllt von ihrem Summen. Sie vibriert vom Schwirren tausender durchsichtiger Flügel. Irgendwann und irgendwo lassen sie sich nieder, eine wimmelnde Traube in einer Astgabel, wie ein braunpelziges Tier, in unmerklicher Bewegung, weil sie ständig übereinander kriechen. Nicht mal ein, zwei Schritte auf die Terrasse hinaus kannst du wagen. Sie fliegen dich an, sie verfangen sich in deinem Haar und dann wirst du schon sehen. Oder besser gesagt: Du wirst es spüren.

Erst wenn sich der Schwarm gesetzt hat, kann der weiß verummte Mann ihn herunterschlagen in einen bereitgestellten Kasten. Er sprüht kaltes Wasser auf sie, damit sie unbeweglich werden. Noch einmal kommt zorniges Summen aus der braunen Wolke. Erst wenn es am Abend dunkel wird und kühl, kehrt wirklich Ruhe ein. Dann erst kannst du wieder unbesorgt in den Garten gehen. Das Gras unter den Füßen ist schon feucht vom Tau.

Wir dürfen leider nicht raus. Dunkel ist es hier und auch kühler als draußen. Aber er ist mit uns hier drinnen. Wolke, sagen die einen, Traube, sagen die anderen. Ich sage: Schwarm. Ich sehe, was ich über diesen Schwarm gelesen habe, dass er nur aus Mikrofonen besteht. Ich kann das nicht glauben. Ich sehe den Schwarm hier und ich spüre ihn. Es ist nicht gut, hier zu stehen, es ist mir zu nahe. Gleich fangen sie an zu kriechen, fürchte ich, gleich lösen sie sich voneinander und tun, was sie sicher auch können, denn irgendwie müssen sie ja hier herein gekommen sein. Sie werden mich anfliegen. Sie verfangen sich nicht nur in meinem Haar, sondern sie treffen mich hart am Kopf. Ihr zorniges Summen wird sehr laut sein. Ihr schwarzes Flüstern ist mir ja schon entgegen geweht.

So will ich Lust daran haben, dass ich ihnen wehe tue,
und ich will über sie kommen lassen, wovor ihnen graut. (Jes 66, 4)

Ein schwarzes Flüstern von Gott. Wie anders hört sich das an als das, was ich sonst von Gott erzähle. Ein schwarzes Flüstern, ein zorniges Summen und Gott wie ein Schwarm Bienen in der Welt, auf der Suche nach einem Ort, wo er sich niederlassen kann. Dieser Ort kann überall sein.

Der Himmel ist mein Thron und die Erde der Schemel meiner Füße!
Was ist denn das für ein Haus, das ihr mir bauen könntet,
oder welches ist die Stätte, da ich ruhen sollte? (Jes 66,1)

Ein Moment in der Geschichte Gottes mit seinem Volk. Hinter ihnen liegt ein Weg durch die Wüste. Vor ihnen her zog die Wolke aus Rauch am Tag und aus Feuer in der Nacht. Oder war es doch ein Schwarm, der ihnen vorausflog und ihnen zeigte, wo sie sich niederlassen sollten am Abend, wenn es anfang dunkel zu werden und kühl?
Gott ist bei ihnen, niedergelassen auf einem niedrigen Gebüsch am Rand des Lagers und vibrierend lebendig. Mit dem ersten Licht am Morgen steigt er auf. Und zieht ihnen voran.

Unmöglich, ihn niederzuschlagen und einzufangen in einen Kasten.

Nur wehende Teppiche und ein paar Bretter, ein Zelt als Ort seiner Gegenwart, das gesteht er ihnen zu in der Wüstenzeit. Sie bauen es auf und ab, jeden Tag. Aber auch das tun sie mehr für sich als für Gott.

Später gibt es dann doch ein Haus für Gott in einer Stadt. Der Tempel in Jerusalem, gebaut von König Salomo. Eine Stadt, ein Tempel, ein König. Sie werden den Völkern der Welt ähnlicher. Und müssen erleben, wie die Stadt, der Tempel, das Königtum zerschlagen werden von den anderen Völkern.

Sie werden geführt, wohin sie nicht wollen. Sie müssen in die babylonische Gefangenschaft. Sie weinen an fremden Wassern. Und sie hören nicht auf, Ausschau zu halten nach der Bewegung am Himmel, nach Vorboten des Schwarms von früher. Sie hören nicht auf zu lauschen auf das Summen. Und eines Tages ist es soweit und sie können zurück. Und sie fragen sich, ob sie den Tempel wieder aufbauen sollen. Aber Gott lässt sich nicht einfangen darin.

So spricht der Herr:

Der Himmel ist mein Thron und die Erde der Schemel meiner Füße!

Was ist denn das für ein Haus, das ihr mir bauen könntet,
welches ist die Stätte, da ich ruhen sollte?

Meine Hand hat alles gemacht, was da ist, spricht der Herr.

Ich sehe aber auf den Elenden und auf den, der zerbrochenen Geistes ist
und der erzittert vor meinem Wort. (Jes 66,1f.)

Wir sind es nicht, die Gott einfangen könnten in einem Kasten. Nicht in einem Zelt, nicht in einem Tempel, nicht in der Kirche. Gottes Anwesenheit in unserer Welt ist wie der Schwarm in dieser Kirche, bedrohlich und faszinierend zugleich. Ich möchte näher heran. Ich wage es nicht. Denn es ist anders als ich dachte.

Die Richtung der Worte kehrt sich um. In ein Mikrofon spreche ich doch hinein, um zu verstärken, was ich sagen will. Und wenn wir viele sind, tausende, ein Volk, Gottes Volk, sein eigenes oder das Volk aus den Völkern, wenn wir alle in diese Mikrofone hineinsprechen und unsere Stimmen noch tausendfach verstärkt werden, dann wird Gott doch wohl hören. Und sich niederlassen bei uns, ein für alle Mal. Und tun, was wir wollen. Wir werden unseren Honig aus diesem Schwarm ziehen.

Aber so ist es mit diesem Schwarm nicht. Aus den Mikrofonen kommen Worte. Ein Summen und ein schwarzes Flüstern. Gott spricht:

Wahrlich, wie sie Lust haben an ihren eigenen Wegen

und ihre Seele gefallen hat an ihren Gräueln,

so will auch ich Lust daran haben, dass ich ihnen wehe tue

und ich will über sie kommen lassen, wovor ihnen graut.

Denn ich rief und niemand antwortete,

ich redete und sie hörten nicht und taten, was mir nicht gefiel,

und hatten ihre Lust an dem, woran ich kein Wohlgefallen hatte.

Horch, Lärm aus der Stadt!

Horch, vom Tempel her!

Horch, der HERR vergilt seinen Feinden! (Jes 66, 3b.4.6)

Mir sind die Bilder der vergangenen Tage vor Augen. Die Ereignisse in den Straßen Hamburgs, der schwarze Block, ausschwärmend in die Straßen. Die Lust an Gewalt und

Zerstörung. Mit dem Kampf gegen die Ungerechtigkeit der Welt hat das nichts zu tun. Es ist Gewalt um der Gewalt willen. Es ist die Lust an den eigenen Wegen, auch wenn es vordergründig um die Bekämpfung des Unrechts gehen sollte dabei. Der Lärm aus der Stadt, die Bilder der Gewalt erschrecken mich.

Doch auch in den Worten Gottes ist etwas, das mich erzittern lässt. Ein schwarzer Block, diesmal aus Gottes Richtung, bedrohlich und irritierend wie der Schwarm hier vor mir. Und da ist meine Angst, dass es gleich losgeht und auch mich anfliegt und trifft. Denn Gottes Einspruch gegen die Ungerechtigkeit in der Welt ist unüberhörbar. Der bei ihnen war in der Wüste und ihr Gott sein wollte, hatte ihnen etwas zu sagen. Der bei uns ist und auch unser Gott sein will, hat uns etwas zu sagen. „Ich bin dein Gott“ sagt Gott. Und sagt auch: „Du sollst“. Gleichgültigkeit ist keine Eigenschaft Gottes.

„Denn ich, der HERR, dein Gott, bin ein eifernder Gott, der die Missetat der Väter heimsucht bis ins dritte und vierte Glied an den Kindern derer, die mich hassen, aber Barmherzigkeit erweist an vielen Tausenden, die mich lieben und meine Gebote halten.“ (Ex 20,5)

Die Worte aus der Wüstenzeit habe ich in der reformierten Gemeinde, in der ich Pfarrerin war, in jedem Gottesdienst lesen müssen. Auch die Mauern dieser Kirche haben sie wohl viele Male gehört, denn es ist eine hugenottische Tradition, in jedem Gottesdienst die Zehn Gebote zu lesen.

Wie ein zorniges Summen in meinen Ohren war das manchmal und es hat mich getroffen. Aber ich habe die Worte gelesen, weil ich es musste und manchmal dabei gedacht: Es ist gut so. Es ist nicht alles egal. Gott ist nicht egal, was wir tun. Wer ihn auf seine honigsüße Seite reduzieren will, vergisst, dass Gott wie ein Schwarm ist in unserer Welt.

“I keep falling at you“ lässt die Künstlerin es aus den Mikrofonen flüstern. Diese Worte sind Englisch und sie sind es nicht. Man sagt: „I keep falling for you“ und das würde heißen: „Ich bin immer noch in dich verliebt“.

„Falling at you“ könnte vielleicht heißen „ich komme über dich“, „ich überwältige dich“. Das Flüstern aus dem Schwarm von Mikrofonen ist nicht ganz schwarz, aber es hat einen leise bedrohlichen Unterton. Es ist alles andere als gleichgültig. Es ist darin Gottes Stimme ähnlich. Wir bleiben im Haus, im Tempel, in der Kirche. Und wissen, Gott ist abwesend und anwesend, fern und nah, zu fassen und schon wieder fort, süßer Honig und scharfer Stachel in unserem Leben. Und vibrierend lebendig, immer in Bewegung. Ein Summen, ein Flüstern, zärtlich und bedrohlich zugleich. Wir sind hier. Wir hören. Wir sehen den Schwarm. Gott ist in der Welt.

Amen.